Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 43 Bremen-Berlin, den 21. Oktober. 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Unser täglich Brot gib uns heute. Von Harnisch. — Der Glaube der Väter und die Lehre vom heiligen Geist. Von Aug. Kind. — Reflexionen. Von E. T. — Die Vorbildung der evangelischen Theologen. Von Hermann Zurhellen. — Wider die „Ober" und andere „Denkzettel". Von D. Dreydorff. — Liberale Geistesbewegung in der evangelischen Kirche Estlands. Von Bruno Weiß. — Die Phantasie im Weltall als schaffende Kraft. II. Von L. Kade. — Des jungen Pfarrers Tod. Von C. B. — Vom Büchertisch.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Matth. 6, 11.

„Gott gibt täglich Brot auch wohl ohne unsere Bitte allen bösen Menschen", sagt Luther; dasselbe lehrt uns auch die Erfahrung. Und die Naturwissenschaft zeigt uns, daß die jährlich wiederkehrende Ernte ein durch die Naturkräfte bedingter Vorgang ist. Warum also beten? „Daß wir mit Danksagung empfangen unser täglich Brot." Denn das tägliche Brot sättigt zwar ohne weiteres den Leib, aber wenn ich es ansehe als eine Gabe meines treuen Vaters, so gibt es mir auch etwas fürs Herz und Gemüt.

Doch wenn wir nun von Menschen hören, die buchstäblich verhungern, wenn wir Familien kennen lernen, die durch ihre dürftige Nahrung schwach und elend sind und dem frühzeitigen Untergange verfallen, ist es uns da nicht, als müßten wir Gott bitten, daß er auch diese „reichlich und täglich versorge?" Die Bitte drängt sich uns förmlich auf die Lippen, wenn wir die Stätten betreten, wo das Elend haust. Doch halt! du modern denkender Mensch, ehe du bittest, bedenke, was du tun willst. Hat denn Gott mit diesen Armen kein Mitleid gehabt; mußt du sein hartes Herz erst erweichen? Wird Gott hier einen Machtspruch tun und Brot schaffen? Erwartest du einen willkürlichen Eingriff Gottes in den natürlichen Gang des Lebens?! — Müssen bei solcher Betrachtung nicht die zum Gebet gefalteten Hände herabsinken; bleibt noch etwas anderes übrig als der Seufzer: „O, daß ich doch meinen Kinderglauben noch hätte!?"

Doch warum müssen die Armen hungern? Hat der Weltschöpfer der Erde nicht genug Reichtum gegeben, um alle zu ernähren? O, die Erde ist reich, überreich an Schätzen! Doch was tun die Menschen, die diese Schätze aus der Erde gewinnen und verwalten sollen? Dort stehen viele müßig; ihre Beschäftigung ist, „sich die Zeit zu vertreiben"; dort vergeuden andere die großen und kleinen Güter, die ihnen anvertraut sind. Unzählige denken nur an sich; sie schwelgen und prassen und lassen ihre Brüder hungern. Dieser versteht es mit Klugheit, jener durch seine Machtstellung, das mühsam Erarbeitete seinem Nächsten abzunehmen. Ist Gott schuld daran, wenn so manchem das tägliche Brot fehlt? Nein! nein! die Menschen! Ach, wie hausen sie in Gottes Schöpfung! Da falten sich unsere Hände zum Gebet, da erhebt sich das Herz zum Vater: „Vater, dein Geist durchdringe uns, — mich! Daß wir rechte Haushalter werden — fleißig, treu, liebevoll."

Zu einem demütigen Bekenntnis, zu einem heiligen Gelöbnis, zu einem sehnsuchtsvollen Rufe nach Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott wird die Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute."

Brieg. Harnisch.

Der Glaube der Väter und die Lehre vom heiligen Geist.

I.

In der Gegenwart wird viel vom Glauben der Väter geredet. In Verbindung damit werden „die bekenntnistreuen Glieder" der Gemeinde gelobt. Glaube der Väter ist ein Begriff, der unwillkürlich Eindruck macht. Denn wem sollte es nicht am Herzen liegen, das heilige Erbe der Vergangenheit zu hüten? Das Wort „Treue" hat einen besonderen Klang, und muß es uns nicht selbstverständlich sein, dem Heiligsten, dem Panier unseres Glaubens, Treue zu halten? So beruft man sich gern auf den Glauben der Väter, um zu eifriger Verteidigung unserer höchsten Güter zu werben. Das hat sein gutes Recht. Da Rom heute den Protestantismus mit großer Macht und vieler List bedroht, werden wir nicht müde, zu rufen, daß wir die unabweisbare Pflicht haben, für den Glauben, für den die Väter gestritten und gelitten, einzutreten. Indessen, auch Rom führt den Glauben der Väter ins Feld und mahnt, an dem Bekenntnisse festzuhalten. Und immer, wenn eine neue Religion mit einer alten zusammenstößt, wie das Christentum mit dem Judentum oder Heidentum, werden die Anhänger der letzteren den Glauben der Väter und die Treue gegen das Hergebrachte ausspielen und dadurch den Sieg der neuen, besseren Lehre erschweren. Der Glaube der Väter an sich tut es also nicht, es kommt auf den Inhalt an. Es kann nur Pflicht sein, ihn festzuhalten und zu verteidigen, wenn und so weit uns in ihm die ewige Wahrheit gegeben ist. Darum bleiben wir Christen, denn das Christentum ist die vollendete Religion, die abschließende Gottesoffenbarung. Darum hüten wir den Segen der Reformation mit allem Fleiße, denn durch diese Gottestat sind Christus und sein Evangelium wieder zu Ehren gekommen. Was ist nun unter dem Glauben der Väter zu verstehen? Es handelt sich dabei nicht um einen für immer feststehenden Begriff. Eine ganze Reihe katholischer Lehren sind jüngeren Datums, waren den ersten christlichen Jahrhunderten, selbst dem Mittelalter fremd. Das gegenwärtige Be-

kenntnis und der Glaube der Väter decken sich also im römischen Lager nicht. In der evangelischen Kirche besteht keine unfehlbare Instanz, die endgültig den Inhalt des Bekenntnisses bestimmt, herrscht infolge dessen größere Bewegungsfreiheit, findet Entwicklung statt. Was haben denn unsere Väter geglaubt und hat das alles für uns noch Geltung? Luthers Glaube, so großartig er war, wird doch in vielen Einzelheiten von uns nicht mehr geteilt. Er hat z. B. die reformierte Auffassung vom Abendmahl schroff abgewiesen. Die Union beruht aber darauf, daß ihr das Bürgerrecht in der evangelischen Kirche zugestanden ist. Die Lehrgebäude der alten protestantischen Orthodoxie sind, so sehr wir ihre Geschlossenheit bewundern, für unser Geschlecht nicht mehr maßgebend. Die Einseitigkeiten des Pietismus werden bei aller Würdigung seiner Verdienste allerseits zugegeben. Der Rationalismus war auch eine zeitlang der Glaube der Väter. Wir begreifen ihn als notwendigen Durchgangspunkt und verstehen seine bedingte Berechtigung, betrachten ihn aber als überwundenen Standpunkt. Was ist's also mit dem Glauben der Väter und der Treue gegen das Bekenntnis? Man weist hin auf die ökumenischen Bekenntnisse, die wir mit der katholischen Kirche gemeinsam haben. Aber wie viele in der evangelischen Christenheit kennen das Nicaenum und Athanasianum! Den Nichttheologen werden auch die darin vorkommenden Formeln meist unverständlich sein und die Theologen in ihrer Mehrzahl sehen in ihnen Zeugnisse einstiger Gedankengänge, können aber in ihnen nicht den zutreffenden Ausdruck ihres eigenen Glaubens erblicken. Und selbst beim Apostolikum betrachten es auch rechtgläubige Christen als ihr gutes Recht, Unterschiede im Inhalt zu machen und gewisse Ausdrücke, wie „niedergefahren zur Hölle“ oder „Auferstehung des Fleisches“ abzulehnen. Die evangelische Kirche hat ihre besonderen Bekenntnisschriften. Diese wollen aber den Glauben nicht in den einzelnen Punkten für alle Zeiten festlegen. Tatsächlich binden sich die Theologen der verschiedensten Richtungen an sie auch nur so weit, als es sich mit ihrem sonstigen Standpunkt vereinigen läßt.

Als höchste Autorität in Dingen des Glaubens gilt in der evangelischen Kirche die Bibel, das Wort Gottes. Nun steht aber für jeden, der sehen will, fest, daß in der heiligen Schrift göttliche Offenbarung und menschliche Gedanken ineinander gehen und zu scheiden sind. Wir besitzen in der Bibel den Niederschlag der heilsgeschichtlichen Offenbarung Gottes, darum keine auf den ersten Blick in die Augen springende Darbietung aller unverbrüchlichen Wahrheiten. Die Erfahrung lehrt auch, daß die verschiedensten Richtungen ihre jeweiligen Ansichten aus der Bibel herausgelesen und in ihr begründet gefunden haben. So hat man sich in der letzten Zeit immer mehr in Sachen des Bekenntnisses und des Glaubens auf einzelne Punkte zurückgezogen und diese für die zentralen erklärt. In der Gegenwart wird mit Vorliebe die Gottheit Christi als der entscheidende Begriff, als das Schiboleth für wahres und falsches Christentum hingestellt. Colosser 2, 9 heißt es: „In ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“. Die Fülle der göttlichen Kräfte wohnte in Jesus, das ist die fromme Sprache begeisterten Glaubens, aber besagt noch nicht: er hat die Gottheit, er ist die Gottheit. Jedenfalls finden sich in den Evangelien, besonders in den drei ersten, Aussprüche Jesu selbst, in denen er ablehnt, mit Gott auf gleicher Stufe zu stehen. „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott“ (Matth. 19, 17). „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater“ (Marcus 13, 32). Selbst im Johannesevangelium, in dem die göttliche Seite in Jesus so stark betont wird, erklärt Christus ausdrücklich: „Der Vater ist größer, denn ich“ (Joh. 14, 28). Wie Carl Hase im Kolleg hervorhob, kann es aber nicht einen größeren und einen kleineren Gott geben, das wäre ein Widerspruch mit dem Gottesbegriff selbst. Daher ist die dogmatische Formel von der Gottheit Christi kein zutreffender Ausdruck für das Wesen Jesu. Was ist also der Glaube der Väter, der von uns Treue gegen das Bekenntnis fordert? Es kann nur in Betracht kommen, die ewiggültigen Wahrheiten und Grundsätze des Evangeliums festzuhalten. In ihnen wissen wir uns auch mit der Vergangenheit trotz allem durch die geschichtliche Entwicklung bedingten Unterschiede eins. Es kommt nicht auf den Buchstaben, sondern den Geist an. Dieser muß sich uns nur immer mehr erschließen. Aber da gilt es, auch zu glauben an den heiligen Geist.

II.

Die Lehre vom heiligen Geist ist ziemlich spät kirchlich formuliert worden und hat eine verhältnismäßig geringe Rolle gespielt. Meist weiß man mit dem Begriff des heiligen Geistes nichts anzufangen. Als Paulus in Ephesus etliche Jünger fand und sie frug, ob sie den heiligen Geist empfangen hätten, antworteten diese: „Wir haben auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sei“ (Apostelgesch. 19, 2). Vielen geht es noch immer ähnlich. Mit dem Gottesbegriffe verbinden sie unwillkürlich bestimmte Vorstellungen. Christus ist ihnen eine greifbare Gestalt mit feststehenden Zügen. Aber unter dem heiligen Geiste können sie sich nichts vorstellen, der ist ihnen ein bloßes Wort. Und doch ist der heilige Geist eine tatsächliche Größe und eine verheißungsvolle Macht. Die Überzeugung hat sich immer fester in mir gebildet, daß das Johannesevangelium das Evangelium der Zukunft sein wird. Ich meine dabei nicht die Züge der Alexandrinischen Philosophie, die uns in ihm entgegentreten und sich mit dem von uns gewonnenen Weltbilde nicht vertragen wollen. Ich denke aber daran, daß der christliche Glaube hier wesentlich vereinfacht ist, daß nur wenige, aber die entscheidenden Gegensätze betont werden, daß gottinniges Wesen, das in sittlicher Haltung und dienender Nächstenliebe sich auslebt, gefordert wird und daß Christus als die Volloffenbarung Gottes über allen Wechsel der Zeiten hinausgerückt wird. Gerade im Johannisevangelium begegnen uns wiederholt bestimmte Aussagen über den heiligen Geist. Diese werden vielfach wenig beachtet, und doch enthalten sie vielleicht die Richtlinien, die immer mehr Bedeutung gewinnen werden. Wenigstens ich komme von dem Gedanken nicht los, daß der Begriff des heiligen Geistes stärker in den Vordergrund treten wird. Das wird Segen bringen. Dadurch wird die siegreiche Macht alles Wahren und Guten, aller Ideale verbürgt, und die Menschen bedürfen des zuversichtlichen Glaubens daran, besonders in unserer Zeit. Geist ist in unserer materialistisch angekränkelten, nur auf das Sichtbare und Greifbare gerichteten Gegenwart weiten Kreisen ein bloßes Gedankengebilde, nichts Tatsächliches. Allmählich tritt ein Wandel ein. Man hat oft davon geredet, daß der Menschengeist die Natur überwindet. Man fängt an, die Folgerung daraus zu ziehen und im Geiste eine wirkliche Kraft zu sehen. Ja, man überzeugt sich, daß geistige Mächte eine wirkliche Existenz haben und ausschlaggebende Faktoren bilden. Man spricht von geistigen Strömungen, von leitenden Ideen, deren Einfluß sich niemand entziehen könne. Da wird sich auch Verständnis für die höchste geistige Macht auf Erden, den heiligen Geist, einstellen. Man kann ihn auch den christlichen Geist nennen. Er ist der Geist Jesu Christi, nach dem Johannisevangelium der Ersatz für den zu Gott eingegangenen persönlichen Erlöser. Was Christus den damals Lebenden persönlich gewesen war, sollte der heilige Geist in Zukunft sein, was Christus begonnen, sollte der heilige Geist nach seinem Heimgang weiterführen, er sollte also an seine Stelle treten. Er wird bezeichnet als der Geist der Wahrheit, und von ihm wird verheißen: „er wird euch in alle Wahrheit leiten“ (Joh. 16, 13). Darin liegt, daß die christliche Wahrheit uns nicht in einer abgeschlossenen Form vorliegt, sondern in fortschreitender Erkenntnis von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr aufgehen soll. Alle Bekenntnisse tragen daher das Gewand ihrer Zeit, der Glaube der Väter ist daher nur eine Stufe zu vollkommenerer Erfassung der christlichen Wahrheit. Ein bekanntes Dichterwort sagt:

Irrtum verläßt uns nie, doch ziehet ein höher Bedürfnis
Leise den strebenden Geist näher zur Wahrheit hinan.

Wir stimmen dem auch für das religiöse Gebiet zu, reden aber nicht nur von einem höheren Bedürfnis, sondern auch von einer höheren Kraft, die uns dabei zu Hülfe kommt. Diese Kraft von oben läßt aus den geistigen Kämpfen die christliche Wahrheit in immer reinerer Form hervorgehen. Solche Kämpfe sind unbequem und erregen die Gemüter, aber das ist nun einmal der gottverordnete Weg zum Fortschritt in religiösen Fragen. Oder ist zu befürchten, daß durch Ansichten über christliche Grundfragen, die neu auftauchen und Eingang finden, vom Wesensgehalt des Christentums etwas verloren geht? Das hieße doch geringen Glauben an die Macht des heiligen Geistes haben. Die Erfahrung lehrt auch, daß er, wenn auch oft auf Umwegen, die christliche Erkenntnis vorwärts geführt hat. Man hat nur wiederholt für wesentlich am Christentum gehalten, was später als unwesentlich beiseite geschoben wurde. Es sei nur an die urchristliche Hoffnung auf die bald bevorstehende sichtbare Wiederkunft Christi erinnert. Oder ist uns heiliger, christlicher Geist etwas zu Unbestimmtes, Schwebendes, Zerfließendes, während das formulierte Bekenntnis dagegen etwas Sicheres und Klares ist? Geist, heiliger, christlicher Geist soll uns etwas Gewisses sein, und unsere Aufgabe ist gerade, diesen Geist immer besser zu verstehen und seiner Führung uns anzuvertrauen. Man sagt freilich, daß jeder die Stimme des heiligen Geistes nach seinem eigenen Geiste deutet, also hier dem schrankenlosen Subjektivismus, der vollständigen Willkür Tür und Tor geöffnet ist. Man vergißt, daß das Zeugnis vom heiligen Geist in uns seit lange in der christlichen Lehre eine anerkannte Stelle besitzt. Und wie soll sich der heilige Geist denn anders bezeugen als an unserem Geiste und unserem Gewissen? Es gilt nur, ihm dadurch die Bahn frei zu machen, daß sittlicher Ernst uns erfüllt, daß es uns lediglich um die Wahrheit zu tun ist, daß wir den mancherlei Beweggründen, die uns bewußt oder unbewußt gegen sie einnehmen, keinen Einfluß gestatten. Wo mit reinem Herzen redlich gesucht wird, kann der Geist Christi die Führung übernehmen. Und ist wirklich so ungewiß, wo dieser Geist hinaus will? Es handelt sich doch nicht um einen allgemeinen Geist, sondern um einen bestimmten Geist, um den Geist Jesu Christi. Damit ist Weg und Ziel gegeben. „Derselbige wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen" (Johannes 16, 14). Der heilige Geist ist der Geist Christi. Er behält daher für uns eine persönliche Färbung. Hinter den christlichen Lehren, dem christlichen Einfluß steht uns bewußt und unbewußt die Gestalt Jesu. Und auch die Aufgabe des christlichen Geistes hat eine persönliche Beziehung, geht dahin, Jesus uns in seiner unsichtbaren, geistigen, wahren Herrlichkeit zu immer deutlicherem, erhebenderem Bewußtsein zu bringen und den Reichtum, der in seinem Geiste und Herzen lebte, zu erschließen und in das Leben überzuführen. Das ist das Ziel aller Entwicklung, sie muß immer mehr das Gepräge Christi tragen. Der christliche Geist ist ein heiliger Geist, der das Gewissen schärft, den Geist zu innerer Abgeklärtheit erzieht, die Herzen zur Liebe gegen einander treibt, die Seelen das allein wahre Leben, das Leben in wirklicher Gottesgemeinschaft, für Zeit und Ewigkeit finden läßt. Durch Jesus Christus eins mit Gott und eins untereinander, dahin wird die unter der Leitung des Geistes Christi stehende Entwicklung gehen. Oder ist das nicht das, was Jesus auf Erden gewollt hat? Der Glaube der Väter muß also durch die Lehre vom heiligen Geiste ergänzt werden, und nicht der Wortlaut des Bekenntnisses, sondern der christliche Geist, der sich darin einen Ausdruck aus der Zeit für die Zeit schaffen wollte, muß maßgebend sein. Aug. Kind.

Reflexionen.

Ich habe öfter von Menschen und gerade von solchen, die sich sehr geistreich dünken, den Ausspruch gehört: „Ich langweile mich nie!" Das hat im ersten Augenblick in der Tat etwas Bestechendes und es erscheint bei nur oberflächlicher Betrachtung so verständlich, daß ein Mensch, der mannigfaltige geistige Interessen hat, sich gar nicht langweilen kann. Und doch kommt man bei tieferem Nachdenken zu dem Schluß, daß diese Worte im letzten Grunde eigentlich ein rechtes Armutszeugnis sind. So natürlich es ist, daß das Land nicht ununterbrochen Frucht bringt, sondern von Zeit zu Zeit brach liegen muß, so natürlich, ja notwendig, ist es für jeden Menschen, daß er hin und wieder geistig „brach liege", auch für den geistig bedeutenden. Dafür spricht, daß, wenn wir aufmerksam Umschau halten, gerade unter unseren größten Geistern, wir sie alle — uneingestanden, oder es offen zugebend — solche Zeiten durchleben sehen. Es sind diese Momente augenblicklicher Langeweile (denn etwas anderes ist dieses „brachliegen" nicht), doch auch durchaus nichts Entwürdigendes, die geistigen Fähigkeiten Herabsetzendes, wie die, welche sich so eifrig davon lossprechen wollen, zu glauben scheinen, sie sind im Gegenteil gerade das Fruchtbare, ein Ansporn, denn indem sie für den geistig Regen unerträglich sind, ringt sich aus ihnen doppelt stark das Suchen nach neuen Zielen, neuer Arbeit, neuer Anregung heraus.

* * *

Es wird so viel über Menschenkenntnis geredet, daß man meinen könnte, den meisten leuchte es ein, wie wichtig die Fähigkeit, andere richtig beurteilen zu können, für jeden einzelnen unter uns ist, da wir doch gezwungen sind, mit einander zu leben. Wie kommt es, daß wahre Menschenkenntnis trotzdem so überaus selten zu finden ist? Mir scheint der Grund darin zu liegen, daß nur einige wenige es vermögen, sich zu objektivem Anschauen empor zu schwingen, indes die meisten von ihrem lieben kleinen Ich nicht loskommen können und alle, die ihnen begegnen, erst in den eigenen engen Rahmen spannen wollen, um ein Bild von ihnen zu gewinnen. Wie könnte es sonst vorkommen, daß man über ein und dieselbe Person so viele widersprechende Urteile hören kann? Es sind nur sehr ausgeprägte oder sehr unbedeutende Persönlichkeiten, über die die Urteile gleichmäßiger lauten.

* * *

Was nützt alle Theorie der Menschenkenntnis, wenn sie nicht in der Praxis ihre Unterstützung und Bestätigung findet? Ich meine, wer wirkliche Menschenkenntnis besitzt, muß alle Menschen richtig *behandeln* können, jeden nach seiner besonderen Art, die er vorher erkannt haben muß. Das heißt: *alle* richtig behandeln können wäre nur einem einzigen, nämlich dem geistig am höchsten stehenden, möglich, indem das restlose Beurteilen, Begreifen und Verstehen der anderen Persönlichkeit eine Überlegenheit, zum mindesten vollkommene Gleichheit der eigenen voraussetzt.

* * *

Wer in irgend einer Weise auf die anderen Menschen einwirken will, muß die eigene Persönlichkeit vollkommen kennen, durchschauen, *abtun* können. Er muß sich wie etwas Fremdes, außer seiner selbst stehendes beobachten können, auch vom Standpunkte anderer aus. Er muß zugleich Herrscher und Untertan, Redner und Publikum, Lehrer und Hörer sein. Bemerkenswert hierfür scheint mir die Stelle: „Er *entäußerte* sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, ward *gleich* wie ein anderer Mensch und an Geberden wie ein Mensch erfunden". E. T.

Die Vorbildung der evangelischen Theologen.

Eine Erwägung der Artikel in Nr. 40 und 41.

In Nr. 40 und 41 verteidigt Herr Koch die These: „Auch für die evangelische Theologie müßten sämtliche Vollanstalten als ausreichende Vorbildungsstätten gelten"

und stellt seine Gedanken darüber der allgemeinen Erwägung anheim.

Der Verfasser gibt die Notwendigkeit humanistischer Vorbildung zu, leugnet aber die Notwendigkeit des Gymnasiums und meint, „es müsse schließlich doch auch wohl möglich sein, sich die humanistische Vorbildung noch auf der Universität anzueignen". Mit einem scheinbar sehr stichhaltigen Vergleich weist er auf das Hebräische hin, das so viele Theologen erst auf der Universität lernen. Jeder Theologe hat nun wohl unter seinen Bekannten den einen oder anderen, der sein erstes Semester mit der Erlernung des hebräischen zubringen mußte. Aber jeder weiß auch, wie neidvoll solch ein Hebräer auf uns anderen blickte, die ihren hebräischen Schein schon im Abiturientenzeugnis mitgebracht hatten. Nicht nur, daß wir Glücklichen mit viel mehr Freude uns in die neue Welt der Universitätslehrweise einleben konnten, weil uns Zeit genug blieb, uns zu Hause in das neutestamentliche, alttestamentliche, kirchengeschichtliche Kolleg einzuarbeiten, was dem anderen wegen seiner Sorge ums Hebraikum nicht in dem Maße vergönnt war, nein, auch sonst hing ihm immer der hebräische Klotz am Bein. Doch diese Last wurde immerhin noch leicht getragen. Nun aber stelle man sich vor, daß einer als Realabiturient außerdem noch Griechisch von Grund aus lernen und im Lateinischen sich vervollkommen soll. Das wäre jedenfalls kein idealer Zustand für ein erstes Semester. Für einen Jüngling, der ein Schulleben von 13 Jahren hinter sich hat, ist es geradezu ein Bedürfnis, daß er in den ersten Semestern auch der Ausbildung seines physischen Menschen einige Aufmerksamkeit widmet. Dazu bleibt dem theologischen Realabiturienten aber keine Zeit; für ihn hört das frohe Menschentum, von dem Prof. Baumgarten in seinem ersten Erziehungsvortrag redet, auf. Auch einen fröhlichen Fechter, Turner, Ruderer, Schwimmer, und einen fröhlichen Kommersgesang „hat Gott lieb". Das gehört mit zum Studenten in den ersten Semestern.

Aber, abgesehen von dieser Seite der Betrachtung: Wer von den 18—20jährigen Jünglingen hat denn die Energie, auf der Universität in zwei Semestern die drei Sprachen zu bewältigen? Mehr als zwei Semester könnten's doch nicht sein; es wäre überhaupt schon schlimm, wenn man erst im dritten Semester mit dem Neuen Testament beginnen wollte. Wird es aber jemand in zwei Semestern durchsetzen können? Dem zum Vergleich herangezogenen Extraneus mag das gelingen; er befindet sich aber auch in ganz anderer Lage: er pflegt auf dem Wege des Privatunterrichts sich seine gymnasialen Kenntnisse anzueignen und kann, weil er meist im Familienleben zu Hause keinen Zerstreuungen ausgesetzt ist, sein tägliches Pensum ungestört nacharbeiten. Nicht so der Student: er atmet die akademische Luft der Freiheit und müßte sich wegen der Überfülle von Arbeit von vorn herein von aller Teilnahme am akademischen Leben ausschließen. Das bringt nur der geborene Philister fertig. Philister groß zu ziehen fürs Pastorenamt wäre aber das verkehrteste, was man tun kann. Wir haben ihrer ohnehin gerade schon genug unter uns.

Würde das Zukunftsbild des Verfassers sich verwirklichen und das Gymnasium fallen, dann würde auch für alle Studierenden der evangelischen Theologie die in Frage stehende Aneignung der humanistischen Vorbildung ausnahmslos gefordert werden müssen. Und der beklagte Theologenmangel? — Der würde so groß, daß bald wohl schon der Nachwuchs für die akademischen Lehrstühle fehlen würde. Denn es liegt doch auf der Hand: wird die Vorbildung zur Theologie mit derartigen Schwierigkeiten, wie sie der Verfasser will, mit solchen Opfern an Zeit — und Zeit ist Geld —, mit solchen Anforderungen an die Willenskraft erkauft, dann findet sich nicht mancher Jüngling mehr, der gerne Theologie studiert; die Theologen sterben nach und nach aus und mit der Universitätsbildung ist es dann erst recht vorbei. Warum sollen auch die Theologen Lasten auf sich nehmen, die keine andere Fakultät kennt, weil bei ihnen schon auf der Schule für ausreichende Vorbildung gesorgt war?

Indessen, nehmen wir einmal an, alle die genannten Momente kämen gar nicht in Betracht, so behaupte ich dennoch, daß die Art der Vorbildung, wie der Verfasser sie sich denkt, gar nicht durchführbar ist. Sollen etwa die auf den Universitäten einzurichtenden Kurse zur Einführung in die griechische und lateinische Sprache ohne Unterbrechung auch die Ferien hindurch gehalten werden? Kein „Privatdozent der Philologie" wird sich dazu bereit finden, er hat die Ferien nötig zur Vorbereitung seiner Kollegien fürs kommende Semester; und nur die wenigsten Studenten der Theologie können sich den Aufenthalt in der Universitätsstadt auch für die Ferien leisten. Wenn aber die Kurse im Griechischen z. B. durch die langen Universitätsferien unterbrochen werden, wer soll dem Studiosus weiter helfen? Er sich selbst etwa auf autodidaktischem Wege? Im Hebräischen geht das wegen der verhältnismäßig einfachen Formenlehre und Syntax und des kleinen Schatzes der gebräuchlichsten Vokabeln. Aber ich bezweifle lebhaft, daß ohne fortgesetzten Unterricht jemand am Ende des ersten Studienjahres im stande sein wird, Demosthenes, Sophokles und Thucydides zu lesen, oder er müßte den Kopf eines Harnack haben. Den hat aber leider die Mehrzahl der Sterblichen nicht.

Doch ich will auch dies noch zugeben: Es sei für einen Realabiturienten möglich, sich auf akademischem Wege innerhalb zweier Semester alle Kenntnisse im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, die von einem humanistischen Gymnasiasten gefordert werden, anzueignen. Trotzdem halte ich eine solche Art der Vorbereitung für verhängnisvoll. Sie wird im großen und ganzen nur eine „Einpaukerei" bleiben. Nichts ist aber verderblicher für eine gründliche Kenntnis, als das „Pauken". Weshalb beschäftigen sich so wenige Pastoren später noch mit dem Alten Testament im Urtext? Sprache und Inhalt ist doch wohl interessant genug. Weil sie es im Hebräischen nie zu einer gründlichen Bildung gebracht haben, sondern sich mit dem Hebräischen meist nur zu Examenszwecken abgaben. Soll das fürs Neue Testament ebenso werden? Es würde unweigerlich dahin kommen, wenn wir Theologen unsere griechische Vorbildung im Geschwindschritt erledigen wollten. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Und zu keiner Zeit war eine gründliche Kenntnis des Griechischen bei den Theologen notwendiger, als heute. Gerade wer liberale Theologie verstehen und fördern will, der muß heute im Griechischen sattelfest sein, denn die Zukunft der neutestamentlichen Wissenschaften liegt in der Erforschung der alt- und neutestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen. Das hat uns früher schon Gunkel nachgewiesen und neuerdings sagt es uns Wrede wieder in seinem Volksbuch „Paulus". Gerade „weil wir als Geistliche Männer haben wollen, die sich auch in der freiesten Beschäftigung mit der modernen Wissenschaft ihren Glauben und *ihr Verständnis des Evangeliums* errungen haben", gerade darum halte ich es in der Gegenwart für unbedingt erforderlich, sich im Gymnasialbetrieb eine gründliche Kenntnis des Griechischen zu erwerben und nicht so nebenbei im Lauf von ein paar akademischen Semestern.

Was den Mangel an Naturwissenschaftlichem auf dem Gymnasium betrifft, so brauchen wir Theologen darüber heute nicht mehr zu klagen. Die naturwissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium ist hinreichend selbst für solche, die sich dem Studium der realen Fächer widmen wollen. Ich habe einen Bruder, der als Gymnasialabiturient Realien studiert hat und nun von Beruf Astronom ist. Wenn das Gymnasium den Astronomen genügt, dann doch wohl auch den Theologen. Und ob Otto den Grund seiner naturwissenschaftlichen Belesenheit als Realschüler gelegt hat? Ich möchte fast vermuten, daß er humanistischer Gymnasiast war.

Gewiß will auch ich für uns keine Ausnahmestellung *fordern*, aber so lange wir Theologen neben den Alt-

philologen eine Ausnahmestellung unter allen akademisch Gebildeten tatsächlich einnehmen, insofern das Griechische zu unserem täglichen Brot gehört, so lange bleibt „die Theologie auch ein Beruf für die wenigen Auserwählten vom Gymnasium her". Und das wird ewig so bleiben, weil die Quellenschriften der neutestamentlichen Theologie der griechischen Literatur angehören.

Gerade wir liberalen Theologen sollten uns freuen darüber, daß man gymnasiale Vorbildung von uns fordert. Ich wüßte nicht, daß man uns nachsagen könnte, auf Grund unserer Vorbildung gebärdeten wir uns als „die Herrn" der Gemeinde und umgäben uns „mit möglichst Geheimnisvollem", um uns mit unserer Gymnasialbildung „einen höheren Glanz zu verleihen". Auch meine ich, daß unsere bisherige Bildung trotz Gymnasium „jedermann vor Augen liegt und verständlich bleibt". Denn für einen, der kein Griechisch und Hebräisch kennt, bleiben diese Bestandteile unserer Bildung gleich unverständlich, ob wir sie nun so oder so erworben haben. Die gymnasiale Vorbildung ändert daran gar nichts.

Was der Verfasser für seine These geltend macht, möchte ich mit größerem Recht für meinen Standpunkt behaupten. Er sagt in bezug auf die naturwissenschaftliche Tendenz der Realanstalten: „Wenn das Interesse (für naturwissenschaftlichen Sinn) nicht schon in der Jugend geweckt wird, so kommt es meistens hernach erst recht nicht". Das gilt auch fürs Griechische, und fürs Griechische vielleicht noch mehr. Die Realgebildeten werden in der Mehrzahl stümperhafte Exegeten des Neuen Testaments bleiben, weil ihnen „das in der Jugend geweckte Interesse", Lust und Liebe an der griechischen Sprache fehlt. Und das wäre noch schlimmer, als der vermeintliche Mangel an Realkenntnissen; das wäre für uns Theologen und auch für unsere Kirche das Allerschlimmste.

Ich selbst war beides: Realschüler und Gymnasiast. Bis zur Prima habe ich die Realschule besucht, weil es damals in meiner Vaterstadt noch kein Gymnasium gab. Dann schickte mich mein Vater, der mich im Griechischen vorgebildet hatte, aufs Gymnasium. Ich bin ihm dankbar für diese weise Erziehungsmethode, denn den Segen der drei Gymnasialjahre verspüre ich als Theologe täglich noch heute.

Louisendorf. Hermann Zurhellen.

Wider die „Ober" und andere „Denkzettel".

Das Wort Matth. 23, 8 ff.: „Ihr sollt euch nicht Rabbi, nicht Vater, nicht Meister nennen lassen", mag zu den Jesusworten gehören, die nicht buchstäblich zu nehmen sind; aber seiner Tendenz sollte man doch etwas mehr als geschieht, zu entsprechen suchen. So würden ein paar Geschmacklosigkeiten in Wegfall kommen, und das schon wäre der Mühe wert. Aber es ist doch mehr als Geschmacklosigkeit, es ist dem Sinne und Geist Jesu zuwider, was sich in den langen Titeln, womit sich ihre Träger „von den Leuten begrüßen lassen", kundgibt. Ich will nicht auf die dummen Titulaturen: auf die Hochwürden, Hochehrwürden, Hochwohlehrwürden (so hießen noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Kandidaten der Theologie), auf die Wohl- und Hochwohlgeboren und dergleichen mehr näher eingehen; ich beschränke mich auf die „Ober", veranlaßt durch eine „Berichtigung", die eben ein Leipziger Blatt bringt: „In der vorigen Nummer muß es, statt Frau Realschullehrer Dr. S., Frau Realschul**ober**lehrer heißen". Doch — daß mich niemand der Übertreibung beschuldige! Auch das „Ober" mag hin und wider passieren; z. B. beim **Kellner**, und überhaupt bei Leuten, denen andere untergeordnet sind. Weil aber das „Ober" je einen oder mehrere „Unter" voraussetzt, so paßt es nicht auf die Lehrer und Pfarrer; denn es gibt keine Unterlehrer und Unterpfarrer. Oder ist der Titel damit zu rechtfertigen, daß sein Träger eine besondere Aufgabe hat? Oder wird vielleicht die Predigt des Pfarrers bedeutender und die von ihm vollzogene Kultushandlung wirksamer, wenn er zum Oberpfarrer avancierte? Wenn ja, dann will ich ihm sein „Ober" gönnen, nur mit dem Wunsche, daß die höhere Würde auch an einem äußeren Zeichen, wie beim Oberkellner an dem hinterm Ohre steckenden Bleistift, zu erkennen sein möge. Sonst kann man dem Angeredeten leicht zu wenig Ehre antun und sich, wie das oben genannte Leipziger Blättchen, „berichtigen" müssen: „Sie entschuldigen, Herr Ober!" Daß es aber auch ohne „Ober" geht — ich meine in der Kirche und in der Schule —, das kann ich aus Erfahrung bezeugen. Denn in meiner engeren Heimat gab es vor dem Jahre 1866 weder Oberpfarrer noch Oberlehrer. Die einen lernte ich erst in Preußen, die anderen im Königreich Sachsen kennen. Da es ausgeschlossen ist, daß die Pfarrer und Lehrer in den annektierten Provinzen um ein „Ober" gebeten haben, so weiß ich dafür nur **eine** Erklärung. Es kostet dem Staat weniger, den Pfarrern und Lehrern ein Bändchen ins Knopfloch oder einen „Ober", als eine Gehaltszulage zu bewilligen, obwohl den meisten damit besser gedient wäre. Letzteres nach dem Geständnis eines reformierten Pfarrers in Frankfurt a. M. Er hatte seit Jahren das preußische Bataillon pastoriert und dem Staat damit viele Tausende erspart. Der fromme König Friedrich Wilhelm IV. wollte das nicht umsonst; der Pfarrer sollte nur eine Minimalforderung stellen. Das aber wollte **der** nicht. Da erschien eines Tages der Oberst X. im Pfarrhaus und überbrachte dem alten Prediger den ihm allergnädigst verliehenen roten Adlerorden vierter Klasse. Und zehn Jahre später überraschte ihn ein anderer Offizier — es war vor 1866 — mit Überreichung der **dritten** Klasse desselben Vogels.

Ad vocem Vogel! In einer launigen Erzählung behauptet Maxim **Gorki**, daß auch die Vogelwelt von der Titelsucht der Menschen angesteckt sei. Stimmfähig sind die Gefiederten alle; aber nur einer, „der wirkliche geheime Gimpel", hat Anspruch auf die Anrede: „Ew. Hochwohl**gebrütet**". (Siehe Gorki, „Frühlingsmelodien. Eine Phantasie".) D. Dreydorff.

Liberale Geistesbewegung in der evangelischen Kirche Estlands.

Über Konfirmation und Abendmahl.

Der Wortführer der estländischen Provinzialsynode Herr Pastor Th. Hahn, nimmt schweren Anstoß an dem Inhalte der Konfirmationsfeier. Aber merkwürdigerweise wendet er sich weniger gegen das **Glaubensbekenntnis** als gegen das Konfirmations**gelübde**. Bei uns in Deutschland ist die Strömung gerade umgekehrt, indem an dem sich auf ein sittlich christliches Leben beziehenden Konfirmationsgelübde wohl kaum jemand Anstoß nimmt, wohl aber an dem Wortlaut des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Die Vorschläge die von Hahn auf der estländischen Provinzialsynode gemacht wurden, sind nun folgende: Abschaffung des Gelübdes, welches ein „erschrecklicher Zwang" nicht bloß für die Kinder, sondern auch für die Prediger sei, die gehalten seien, dasselbe abzuverlangen, und nichts sei als ‚ein leichtfertiges Spiel' mit einer ernsten Sache, denn das Gelübde kann doch vollinhaltlich kein einziger Mensch halten. — Das agendarisch vorgeschriebene Konfirmationsgelübde der russisch-evangelischen Kirche lautet im Wortlaut: „Gelobt ihr, auch diesem Glauben gemäß zu wandeln, eurem Erlöser in Demut und Gehorsam nachzufolgen, Gott zu lieben von ganzem Herzen und euren Nächsten als euch selbst?" Auch der Referent im „Petersburger Herold" stimmt für die Abschaffung. Und doch glauben wir, daß die Ängstlichkeit, nur ja die Freiheit der Kinder zu hüten, hier über das Ziel hinausgeht. Denn liegt denn im letzten Grunde mehr in den Worten der Agende, als das Versprechen, ein guter, Gott und Menschen wohlgefälliger Mensch sein zu wollen? Diejenigen, die das Gelübde als

unsittlich beanstanden, würden gewiß kein Bedenken tragen, von ihren Kindern sich versprechen zu lassen: ich will immer ein gutes, artiges Kind sein, oder von einem, der bei einer Lüge ertappt war, daß er fortan immer die Wahrheit reden wolle. Wir Menschen geben jedes Gelübde immer nur als schwache Menschen innerhalb der Grenzen unserer Kraft. Die Grunddifferenz unserer Auffassung und der unserer russischen Freunde liegt in der verschiedenen Auffassung des Wortes: Gelübde. In der russischen Meinung liegt noch ein gut Stück der alttestamentlichen Auffassung des Wortes Gelübde, wonach der, der das Gelübde getan, nicht Halt machen durfte vor der Unmöglichkeit der Erfüllung, oder vor höheren sittlichen Pflichten, die neu eintraten, oder erst später in ihrer Bedeutung erkannt wurden, ein Gelübde solcher Art zwang Jephta, seine Tochter zu opfern. Auch rechnete solch ein Gelübde nicht mit menschlichem Irrtum und menschlicher Schwäche. Es führte deshalb viel öfter zum Fluch und zur Verzweiflung als zum Segen, es war eine Qual für den mit der Sünde und Schuld ringenden Menschen. Dieses Gelübde nahm die katholische Kirche in ihr kirchliches Leben auf, nicht aber die protestantische. Für sie kann das Gelübde nichts anderes sein als das demütige Versprechen zu Gott: „Vater, so gut ich schwacher Mensch es kann, gelobe ich dir's, dein treues Kind zu sein; und wenn ich an mir selbst verzagen sollte, sei du mit mir! Mein Wille soll redlich sein, mein Streben ernst, es soll mein heiliges Ziel sein und bleiben, stets zu erfüllen, was ich gelobe!" Schon darin, daß die Protestanten den Gedanken der Gnade in den Mittelpunkt setzen, liegt, daß sich der Protestant überall seiner Schwäche bewußt ist. Damit aber solche katholisierende und alttestamentliche Auffassungen beseitigt werden, halte ich es in der Tat für recht und für nützlich, dem Worte „Gelübde" eine protestantische Erklärung in ein paar Worten beizufügen, die jedes Bedenken beseitigt. Ich pflege meinen Konfirmanden nur folgendes Gelöbnis abzunehmen: „Ich gelobe, daß ich danach streben will, als treuer Christ zu wandeln, alles Unwürdige zu verachten usw." und ich schließe die längere sich daran anschließende Frage mit den Worten: „Ist dies euer ernster Wille, zu dessen Erfüllung euch Gott helfe, so antwortet: Ja"! Warum denn das Kind mit dem Bade ausschütten? Ich glaube, daß mancher jungen Seele das Konfirmationsgelübde, oder besser gesagt Konfirmationsversprechen, doch eine gar heilsame Richtschnur und Erinnerung gewesen ist für das ganze Leben oder mindestens für die kritischen Jahre der Entwicklung. Unser Leben braucht Grundsätze, nach denen der Wille sich richtet und für den Protestanten will und soll das Konfirmationsversprechen nichts anderes sein als eine feierliche Einprägung solcher Grundsätze und eine Verpflichtung auf sie, die eigentlich doch für jeden rechten Menschen bindend sind. Darum entkleide man das Gelübde seiner katholischen Form und mache es frei von jedem Mißverständnis und die Bedenken werden schwinden.

Viel größer scheinen uns die Bedenken gegen das apostolische Glaubensbekenntnis, über die der russische Liberalismus verhältnismäßig leicht hinweggeht. Pastor Hahn meint, das Gelübde solle abgeschafft werden, aber das Glaubensbekenntnis von den Konfirmanden verlangt werden. Die nicht überzeugten und zweifelnden Konfirmanden sollten aber von dem Ablegen des Glaubensbekenntnisses entbunden werden, dürften aber auf ihren Wunsch gleichzeitig mit den bekennenden Konfirmanden eingesegnet werden, nur sollten sie zum Abendmahl und zur Pathenschaft erst dann zugelassen werden, wenn sie nachträglich das Glaubensbekenntnis ablegen.

Wir geben nur folgende Fragen zum Bedenken: Haben wirklich die Vierzehn- und Fünfzehnjährigen die Reife, über die Ablehnung oder Annahme des Bekenntnisses zu entscheiden? Und dann! Was würde das für eine Konfirmation sein, wenn die einen der Kinder — denn um solche handelt es sich ja nur — Bekenner wären, und die anderen nicht? Und wie müßte es auf die wirklich Bekennenden zurückwirken, wenn ein Teil das, was sie als heilig erklären und feierlich bekennen, verwirft? Darum glauben wir, daß in erster Linie dafür gesorgt werden müsse, daß nichts von den Kindern als Bekenntnis verlangt werde, was nicht alle mit gutem Gewissen bekennen können. Sage darum der Prediger da, wo das Apostolikum Vorschrift ist, den Kindern deutlich und klar: wir verpflichten dich nicht auf den Wortlaut, sondern auf den Geist und frommen Sinn, aus dem diese alten Bekenntnisse erwachsen sind, auf die religiösen Gedanken, die hinter den Bildern und Gleichnisreden dieses Bekenntnisses liegen. Oder da, wo der Prediger sich freier bewegen kann, da gestalte er die Fragen, betreffend den christlichen Glauben, so, daß ihn jedes Kind ohne Bedenken annehmen kann. Ich habe seit mehr als 22 Jahren den Kindern keine anderen Fragen vorgelegt, als diese (nur in der Form bin ich dann und wann abgewichen):

Glaubt ihr an den ewigen und einigen Gott, den treuen Vater der Menschen, den allmächtigen Schöpfer, weisen Regierer und liebevollen Erhalter der Welt?

Glaubt ihr, daß Jesus Christus, zum Heile der Menschheit gesandt, durch sein Wort und durch sein Vorbild, durch seine Liebe und seine Wahrheit zu Gott uns führt, und wie er selber ein Gotteskind gewesen ist, auch uns zu Gotteskindern machen will?

Glaubt ihr, daß eine Kraft heiligen und göttlichen Geistes im Menschengeiste lebt, aus welcher derselbe zur Ewigkeit berufen, ohn' Unterlaß, Besserung und Heiligung schöpfen soll, und daß alle Frommen und alle Guten, wahre Jünger der Kirche Christi, Gnade finden vor Gott?

Ich meine, daß kein einziges junges Gemüt vor diesem Bekenntnis zaghaft zurückzuschrecken nötig hätte, oder daß die Vernunft hier erklären müßte: das kann ich nicht annehmen, vorausgesetzt, daß der Mensch überhaupt christlich ist, und sich als Mitglied einer christlichen Kirche aufnehmen lassen möchte, und das muß er doch, wenn er konfirmiert werden soll. Bei uns ist die Konfirmation für das bürgerliche Leben nicht nötig, sondern ein kirchlich freiwilliger Akt, der aber fast nie unterlassen wird. Der Konfirmation der Protestanten darf nichts Sakramentales anhaften wie in der katholischen Kirche. Geschichtlich ist sie hervorgegangen aus der Prüfung, die am Schlusse des Unterrichtes abgehalten wurde. Und als eine Schlußfeier des Unterrichtes werden wir sie wieder mehr als früher betrachten müssen, dann kann sie wahrlich jeder Christ mitmachen.

Der letzte Reformvorschlag der estländischen Synode bezieht sich auf den Abendmahlszwang, der in Rußland tatsächlich für sämtliche im Staatsdienste stehende Personen, für alle Soldaten und Offiziere besteht. Ja indirekt besteht er auch für alle, denn evangelische Christen können vor Gericht nur vereidigt werden, wenn sie innerhalb des letzten Jahres das heilige Abendmahl genommen haben. Diesem Reformvorschlage, den Zwang abzuschaffen, ist aus ganzem Herzen beizustimmen, denn eine erzwungene Abendmahlsfeier hat keinen Wert, und hier handelt es sich nicht mehr um Jugend, die unterrichtet wird, sondern um Erwachsene, die aus freiem Antriebe die Erbauung suchen sollen.

Ein solcher Abendmahlszwang besteht denn in der deutsch-evangelischen Kirche auch nirgends. Das einzige, was man hier etwa anführen könnte, wäre die Abendmahlsfeier der Militärgemeinden. Und doch ist auch hier in der Verordnung mit Vorsicht alles vermieden, was irgend wie ausgesprochener Zwang aussehen könnte. Der Paragraph 93 der im Heere geltenden militärkirchlichen Dienstordnung, der einzige, der sich überhaupt mit der Sache beschäftigt, spricht nur davon, daß in den Militärgemeinden die Feier des Abendmahls alle viertel- oder halbe Jahre stattfinden solle und daß die Kommunikantenlisten dem Prediger vorgelegt werden sollten, andere Bestimmungen existieren nicht. Wie in der Praxis von den Feldwebeln der Paragraph gehandhabt wird, und wie die Leute selbst denselben auffassen, das ist eine andere Frage und es entzieht sich selbstverständlich der Kenntnis des Berichterstatters, ob und in wieweit hier der Einzelne

beeinflußt wird. Also wenn es der estländischen Synode gelingt, den Abendmahlszwang zu beseitigen, so dient sie der Kirche, dient sie der Würde des Abendmahles selbst.

Wenn wir auch nicht in allen Punkten mit den Wünschen unserer liberalen Freunde in Estland übereinstimmen konnten, so wünschen wir doch, erfreut über ihr mutiges Vorgehen, den tapferen Vorkämpfern für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und für die Verinnerlichung des religiösen Lebens Glück zu diesem ersten Vorstoß. Möge der Erfolg nicht ausbleiben, und wenn es auch anfangs nur ein kleiner ist. In allen religiösen Fragen gilt noch viel mehr als in den kulturellen und sozialen der Grundsatz: Festina lente. (Eile mit Weile). Bruno Weiß.

Die Phantasie im Weltall als schaffende Kraft.

II.

Vorbildlich für das verständige Denken ist der Werdegang in der Natur vom Allgemeinen und Unbestimmten, zum Besonderen und Eigenartigen. Im Kinde schafft zunächst nur die Phantasie traumhaft, dann empfindend und fühlend. Im Abwägen der Empfindungen beginnt das Urteilen, aus der seelischen Betätigung allmählich die prüfende urteilende geistige. Trotz ihrer Zusammengehörigkeit stehen in demselben Menschen und Volke die lebendig schaffende Phantasie und der forschende Verstand in beständiger Gegenwirkung. Die Deutschen waren um 1800 zumeist gefühlvoll-phantastisch, um 1900 aber real-verständig. Nüchternheit und Selbstsucht, oder Überschwänglichkeit und Selbsthingabe kennzeichnen das Überwiegen von Verstand oder Phantasie.

Auge und Verstand, Ohr und Gemüt sind wesensverwandt. Beobachten kann nur das auf einem Gegenstand ruhende Auge. — Mit den Tönen empfindet und fühlt die bewegliche Seele. Auge und Ohr müssen sich beim Erfassen der Außenwelt ebenso ergänzen, wie Verstand und Gemüt beim Erfassen der geistigen Welt. Gefühl und Verstand richten sich auf erfahrene Zustände, oder fertige Gegenstände. Wünsche nach zukünftigen leiblichen oder geistigen Gütern erwecken unsere Phantasie, diese aber weckt den Trieb oder Willen, das Ersehnte zu erreichen.

Es treibt das Gesamtbefinden des Leibes, seine Glieder zu gebrauchen, um das Zukömmliche zu erlangen, oder das Schädliche abzuwenden.

Trieb lassen schon die Pflanzen erkennen in Knospung und Wachstum, in der Blüte und Fruchtreife. Dazu sind Stoffe und Kräfte eigenartig organisiert.

Bei den Tieren vervollkommnen sich die Triebe. In stufenweiser Steigerung findet bei ihnen eine Entfaltung körperlicher und seelischer Kräfte statt, zur Erhaltung des Einzelnen und zur Fortpflanzung der Art. Dabei wird das Bewußtsein immer heller und der Instinkt, das ist die aus Empfindung und Trieb hervorgehende erhaltende Kraft.

Beim Menschen vervollkommnet sich der Trieb durch Gefühl und Verstand zum zweckbewußten Willen. Trieb und Willen äußern sich in Bewegungen. Ihnen entsprechen im leiblichen Organismus die quergestreiften Muskeln mit den Bewegungsnerven, während den Empfindungen die Gefühlsnerven dienen. Gefühls- und Bewegungsnerven leiten zum oder vom Gehirn. Das Gehirn ist das Organ der darstellenden Seelenkraft, der subjektiven Phantasie. Als lebenerhaltende Kräfte sind Trieb und Wille von der organisierenden Weltkraft (der objektiven Phantasie) hervorgerufen, die darin sich zugleich als Quelle der subjektiven Phantasie zeigt. Es werden dem Menschen die Ziele seiner Willensbetätigung in Anschauungen von der subjektiven Phantasie gegeben.

Der Trieb strebt wesentlich nach körperlicher Erhaltung, der Wille auch nach geistiger, ästhetischer, sittlicher Vervollkommnung. Oft muß dabei das körperliche Wohlsein außer Betracht bleiben. — Der Trieb ist sinnlich gebunden, der Wille geistig frei, entweder willkürlich, wie im Spiel, oder zweckbewußt, wie im sittlichen Denken und Handeln. Die zielsteckende subjektive Phantasie und der ausführende Wille stehen in Wechselwirkung. Wo dabei die Ausführung verständig erwogener Wahrheiten erstrebt wird, sprechen wir von Vernunft. Zur Vernunft sind Verstand, Gefühl und Wille und, diese drei umfassend, die schöpferische Phantasie nötig. Sie ist die besonders geistige Betätigung. Mit der Phantasie vereint schafft der Wille die höchsten geistigen Werke. Doch bleiben auch sie stets, der menschlichen Natur gemäß, nur Abbilder der höchsten schaffenden Kraft, der objektiven Phantasie. Schon im gesellschaftlichen Leben findet die Freiheit des Willens und der Phantasie Schranken. Der Einzelne muß dem Mitmenschen die Güter zugestehen, die er sich selber wünscht. Das Bewußtsein der gesellschaftlichen Pflicht, und deren Aufnahme in den Willen wird das Gewissen genannt. Es ist als Streben nach Vollkommenheit jedem Menschen nach seiner Einsicht und Erfahrung gegeben. Zur Vervollkommnung des Menschen und seiner Gemeinschaften müssen Wahrheit im Erkennen, Sittlichkeit im Wollen, Schönheit im Gefühl zusammenwirken. Da aber der Wille nicht zu erkennen vermag, die wissenschaftliche Erkenntnis nicht die Kraft des Handelns besitzt, und das Gefühl in der Menschenbrust verborgen bleibt, so fehlt die einigende Kraft, die darstellend und zielsetzend die geistigen Kräfte erst miteinander wirksam macht, — die Phantasie. Als Seelenkraft steht sie ebenso mit den leiblichen wie mit den geistigen Kräften in Wirksamkeit. Sie läßt uns das Wesen der organisirenden, gegenständlich schaffenden Weltkraft ahnen, indem sie uns ein Abbild von ihr gibt.

Die Willensfreiheit im Menschen läßt nach einer Freiheit der organisierenden Weltkraft suchen im Verein mit der gesetzlichen Naturnotwendigkeit.

Feststellen ließe sich diese Freiheit nur für Einen, der alle Naturgesetze und ihr Ineinanderwirken erkannt hätte. Immerhin läßt der unerschöpfliche Reichtum der Formen und Farben bei den Lebewesen die Mannigfaltigkeit, welche jedes Geschöpf eigentümlich zeigt, erkennen, wie wenig sich die schaffende Phantasie an eine unabänderliche Ausgestaltung bindet. Diese Freiheit im Gestalten wächst, je höher organisiert die Geschöpfe sind. Das Gesetz von Ursache und Folge richtet sich in seiner Anwendung im Wege der Entwicklung der Lebewesen auf das Ziel der Vollendung hin. — Kann der Mensch die Haustiere nach seinen Zwecken veredlen, so wird auch die schöpferische Weltphantasie nach ihrem Plane die Geschöpfe samt dem Menschen durch geeignete Lebensumstände zur Veredlung führen.

Von Tausenden der Geschöpfe der Neuzeit gehen die Stammbäume auf frühe geologische Zeitalter zurück; tausende von Geschöpfen haben das jetzige geologische Zeitalter nicht mehr erlebt. Wir wissen nicht warum. Die Weltphantasie hat im Menschen die subjektive Phantasie nach ihrem Abbild geschaffen. Nur wirkt die Weltphantasie gegenständlich-schöpferisch, unbegrenzt nach Raum und Zeit, auf Ziele hin, die wir an Raum und Zeit Gebundene kaum ahnen können. — Sie will die Vollendung ihrer Geschöpfe, darum glauben wir an unsere eigene Vollendung in allen Kämpfen und Leiden, die bei einer fortdauernden Entwicklung im irdischen Dasein unvermeidlich sind.

Coburg. L. Kade.

Des jungen Pfarrers Tod.

Früh beim Morgengrauen weckt' ihn schon
Einer Sense Wetzen, scharf und dräuend.
Über die paar Hecken seines Taldorf's,
Durch das hohe Gras der Obstbaumgärtchen
Klang's ein paar Mal deutlich, streng daher.
Und in leisem Bangen aufgerichtet
Durch das offne, kleine, weißgestrichne,
Rebenlaubumrankte Pfarrhausfenster

Lauscht' und lugt' er. — Ging ein Zittern nicht,
Wie vor frost'gem Anhauch durch die Blätter
Seiner Bäume? Senkten sich nicht Schatten,
Kalte Schatten auf das Haus? — Doch nein!
Jetzt gerade stand der Morgen auf,
Sich zu rüsten für die Sonntagsfeier.
Und er sah's nicht.
Drüben stieg der Tod vom dunklen Berge,
Zwischen düstern Fichten. — Aber einmal
Klirrt's noch schrill, die Sichelschneide faßte
Eines schlanken, harz'gen Stammes Rinde,
Sprang verklingend ab, die rasch verirrte.
Das vernahm er wieder, halb entschlummert,
Und sein Herz erzitterte. Er betet':
Wen soll's treffen meiner kleinen Schar?
Meiner derben, rüst'gen, sonngebräunten?
Wohl den Greis im Altenhaus der Mühle?
Wohl das fromme, blasse Kind des Lehrers?
Herr! ach, rufe keine andre Seele,
Als die vollbereitet du, zu dir! —

Jene Schatten dauern, doch in ihnen
Liegt ein großer Friede nun gebettet.
Und der junge kranke Pfarrer predigt
Heut' so dringlich milde. Freunde, spricht er,
Seid bereit, der Tod ist immer nah!
Fürchtet nicht sein Kommen! — Froh, treuherzig
Schauen die gesunden Bauernleutchen
Zu ihm auf, in angenehmem Grausen.
Nur des Lehrerskindes große Augen
Starren auf die Kanzeltreppe; stocken
Will das kleine Mädchenherz — da harret
Grünlich blauen Rätselaug's, geduldig,
Stillem Diener gleich, ein Schnitter. „Gehe",
Haucht das Kind. Ein Alter schleicht sich leise
Aus dem dumpfen Kirchlein, die beengte
Brust zu weiten. . .
Aber bald am Abend
Ruft das Sterbeglöcklein die Gemeinde,
Ruft sie an die Bank im Pfarrersgarten,
Wo er friedlich ruht, verklärten Hauptes.
Hoch im Zwielicht übern Fichtenhügel
Zieht der Sensenmann. — Nur Eine Garbe
Fand er reif. — Das Tälchen atmet frei. C. B.

Vom Büchertisch.

Willibald Beyschlag, ein Gedenkblatt zur fünfjährigen Wiederkehr seines Todestages. Von K. H. Pahncke, geistlichem Inspektor der Landesschule Pforta. Verlag Mohr, Tübingen 1905. Geb. 4 Mk.

Auf Grund von Tagebüchern, Briefen und eigenen Erinnerungen zeichnet Pahncke in vorliegender Schrift ein Entwicklungs- und Charakterbild seines vor fünf Jahren heimgegangenen Schwiegervaters, das in dem weiten Kreise der einstigen Schüler und Freunde Beyschlags mit Recht auf's wärmste willkommen geheißen werden darf. Die hierbei verwerteten geschriebenen und ungeschriebenen Quellen ermöglichten es dem Verfasser, seinen Lesern einen freien, tiefen Blick in das Innerste von Beyschlags Denken, Empfinden und Streben zu eröffnen, und den inneren Werdegang dieser reich und vielseitig begabten Persönlichkeit im engen Wechselverhältnis zu seinen äußeren Lebenswegen in anziehender und lichtvoller Weise zur Darstellung zu bringen. Wir sehen hinein in eine weltoffene, für alles Edle und Erhabene begeisterte Seele, die mit Aufrichtigkeit die höchste Wahrheit sucht und sie in der erkannten Form furchtlos und kraftvoll zu vertreten weiß, eine Seele, die leidenschaftlich lieben und zürnen kann, die in freier Natürlichkeit sich regen und nur in Gott sich binden lassen will, die in der Befruchtung und Verklärung des Natürlichen durch das Christliche das beglückende Ziel des persönlichen und des Volkslebens erblickt. Verfasser schildert den Studenten mit seinem überschäumenden, für alles Hohe empfänglichen Lebensdrange, wie er seine Fühler ausstreckt nach allen Seiten, und endlich in Schleiermacher, Neander und Nitzsch die großen Lehrmeister seines Geistes und Lebens findet. Wir lernen den Kanzelredner kennen und den theologischen Lehrer, wie er christozentrisch auf der sittlich reinen Person Jesu sein Glaubensgebäude aufbaut und in künstlerisch vollendeter Form der neuen Zeit das alte Evangelium mit neuen Zungen verkündet, wie er insonderheit für die Gebildeten unter seinen Hörern die christlichen Glaubenswahrheiten auf dem Wege des Denkens zu vermitteln und mit den großen menschlichen Kulturproblemen in Einklang zu bringen sucht. Ein Freund des Lebens — nicht der abstrakten Theorien und geschlossenen Systeme. Kein Begründer einer theologischen Schule — aber ein theologischer Lehrmeister für viele Schüler. Nicht orthodox — aber positiv. Im Kampf des kirchlichen Lebens ein entschlossener Gegner des einseitigen Konfessionalismus und eifriger Vertreter des Unionsgedankens. Ein Mann theologischer Wissenschaft, — aber bemüht, durch eine Neufassung und verteidigende Neubegründung des positiven Christentums die Kluft zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlichem Leben auszufüllen. Durch Naturanlage und Bildungsgang ein Feind jeglicher römischen Entartung des Christentums und tiefgewurzelt im Geist der Reformation. Sein vielseitiges, unermüdliches Arbeiten und Streben wurde beseelt und zusammengehalten von der Liebe zu seinem deutschen Volk, für das er von der allseitigen, gegenseitigen Durchdringung von Deutschtum und evangelischem Christentum das Beste erstrebte und erhoffte. — Die Darstellungsgabe und Sprache des Verfassers ist der freien, idealen Geistesrichtung Beyschlags kongenial, und dazu angetan, die Lektüre dieser Gedenkblätter für weite Kreise der Gebildeten zu einem ästhetischen Genuß zu gestalten. Einige störende Druckfehler hätten vermieden werden können.

Steinsdorf. M. Petran.

E. Platzhoff-Lejeune. Religion gegen Theologie und Kirche. Verlag v. A. Töpelmann. Gießen 1905. 1,40 Mk.

Durch unsere Theologenwelt geht eine Sehnsucht nach Offenheit und Ehrlichkeit, ein starker Wahrheitsdurst ist aufgewacht. Bücher wie Pfleiderers „Entstehung des Christentums" oder die von Schiele herausgegebenen religionsgeschichtlichen Volksbücher sind aus dieser Regung der Geister heraus entstanden. Aus dem gleichen Drang heraus geboren ist Platzhoff-Lejeunes Buch. Es sind scharfe Worte, welche der Verfasser gebraucht. Es wird Sturm gelaufen so ziemlich gegen alles, was dem Kirchenchristen heilig und verehrungswürdig erscheint. Es wird rundweg erklärt, daß die christliche Theologie und die christliche Kirche dem Bankerott nahe gekommen seien. Aber es weht ein erfrischender Wind durch das ganze Buch. Man merkt es dem Verfasser an, daß er nur das als religiösen Wert bestehen lassen will, was sich dem nach Gott verlangenden Menschen auch als solcher erweist. Er will sich und anderen nichts vormachen. Er hat den Mut der Rücksichtslosigkeit. Was morsch ist, mag ruhig stürzen. Er ist der festen Überzeugung, daß noch genug übrig bleibt, um die nach Gott hungernde Seele des Menschen zu sättigen. Er hofft, daß aus dem Zerfall des jetzigen Kirchenchristentums eine weite, freie und doch tiefe Frömmigkeit hervorgehen wird, welche die edelsten Bestandteile auch der außerchristlichen Religionen in sich wird aufgenommen haben. — Das Buch ist keine bequeme Lektüre. Man muß mit seinem Inhalt ringen und sich mit ihm auseinandersetzen. Aber gerade dadurch wirkt es befreiend. Es verhilft zur eigenen Klarheit. Wer nicht zu den „Fertigen" gehört, wem das Streben und Ringen wertvoller ist als ein ruhiges und sicheres Haben, der wird an dem Buche seine Freude haben. Er wird den verwandten Geist grüßen. Und diese Freude wird bestehen bleiben, auch wenn man hinter manche Sätze ein Fragezeichen machen muß. Sollte es wirklich genug sein, wenn das Bedürfnis nach Gott nur in der Einsamkeit und Not lebendig wird? Sollte im Vater-Unser die Gotteskindschaft wirklich nicht erwähnt sein? Kann man Jesus einen Mangel an Naturgefühl vorwerfen? Falck-Elbing.

Peter Rosegger. Ein Charakterbild von Theodor Kappstein. Stuttgart 1904. Greiner & Pfeiffer. 5 Mk.

Von einem Zeitgenossen, der noch im Leben und im Schaffen steht, eine Biographie schreiben, ist ein mißlich Ding. Es ist recht, daß Kappstein statt dessen ein Charakterbild zu geben versucht. Was er wirklich gibt, ist mehr eine Charakteristik der Werke als des Dichters selbst. Sein Buch ist ein Rosegger-Repetitorium. Dem im Dichter schon gehörig Bewanderten wird es sicherlich eine große Freude sein, die große Fülle der Gestalten der überreichen Roseggerschen Phantasie an sich vorüberziehen zu sehen. Zur Einführung, zur Gewinnung neuer Freunde dürfte das Werk weniger geeignet sein. Doch ist es bei eingehendster und umfassendster Kenntnis des Dichters mit großem Fleiße geschrieben. Bei aller Anerkennung und Freude am Genius fehlt es nicht an selbständiger treffender Kritik im einzelnen wie im großen. Rosegger ist einmal der laudator temporis acti, seine Werke sind eine Nänia, eine große Totenklage um eine untergehende Welt. Zum anderen ist er selbst ein durchaus moderner Mensch. Rosegger verdankt die königlich reiche Befruchtung seiner Phantasie dem kräftig schönen, tausendfältig individuell ausgestalteten Volksleben seiner abgelegenen Alpenheimat, aber das Beste, was er hat, das verdankt er dem modernen Geiste, der aus der großen Welt über die Berge kam, nämlich die innere Freiheit, die Souveränität seines Geistes. Dieser entscheidende Gesichtspunkt für die Beurteilung Roseggers hätte vielleicht noch mehr betont werden müssen, als Kappstein es tut. Jedenfalls sei allen Verehrern der Roseggerschen Muse sein Buch bestens empfohlen.

Lic. Bittlinger.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen

Protestantenblatt

Beilage Nr. 43.

Bremen — Berlin. 21. Oktober 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die preußischen Provinzialsynoden. — Der Katholikentag. II. — Nachrichten. — Anzeigen.

Die preußischen Provinzialsynoden

haben in diesem Jahre ihre besondere Bedeutung, weil sie den Versuch der Orthodoxie bringen, das, was sie in Versammlungen und Aufrufen gleichsam privatim gegen die moderne Theologie und den kirchlichen Liberalismus beschlossen hat, durch die in ihrem Besitz befindlichen Synodalmajoritäten mit einem amtlichen Siegel durch Synodalbeschlüsse zu versehen. Die Gemeindeglieder und auch die Kirchenregierungen werden sich aber darüber nicht täuschen, daß die Zusammensetzung unserer Synoden die Gesinnungen der Gemeinde nicht zum Ausdruck kommen läßt, daß also die Beschlüsse der Synoden in Wirklichkeit keinen größeren Wert beanspruchen können als jene privaten Äußerungen orthodoxer Parteiversammlungen.*)

So müssen sowohl wir Liberalen als auch die Kirchenregierungen uns hüten, diese Beschlüsse allzu schwer zu nehmen und etwa darüber nervös zu werden.

Sie beweisen nichts weiter, als daß die Orthodoxie entschlossen ist, die moderne Theologie von der Gemeindearbeit fern zu halten, die kirchlich Liberalen nicht als gleichberechtigte Glieder der Kirche anzuerkennen und ihre Alleinherrschaft in der Kirche zu behaupten bezw. durchzusetzen. Das alles wußten wir früher schon. Die Beschlüsse aber zeigen aufs neue, daß die Synoden keine wirkliche Vertretung des evangelischen Volkes sind, das ganz anders vom kirchlichen Liberalismus denkt als diese Synoden, die in ihrer Zusammensetzung der Idee des allgemeinen Priestertums und dem gleichen Rechte der Vertretung als Stände und Volksklassen Hohn sprechen. Die „Chronik" gibt in Nr. 41 folgendes Bild der elften schlesischen Provinzialsynode, die am 17. Oktober ihre Beratungen beginnen wird.

„Die Synode wird 63 Geistliche (darunter 40 Superintendenten bezw. Superintendenturverweser, also Beamte des Kirchenregiments) und 60 Laien (einschließlich eines Theologieprofessors) zählen. Von den 60 Laien sind 27 adelig und 32 (?) bürgerlich (einer scheint überhaupt nichts zu sein? D. Red.), 20 sind Rittergutsbesitzer, 2 Oberamtmänner, 1 Gutsbesitzer, 2 Amtsvorsteher, 11 höhere Regierungsbeamte, 7 städtische Verwaltungsbeamte, 1 Beamter der Provinzialverwaltung, 8 Richter, 3 Lehrer an höheren Schulen, 1 Generalleutnant, 1 Arzt, 1 Rektor, 1 Bergrat."

Für die brandenburgische Provinzialsynode geben wir folgendes Bild. Unter 134 Mitgliedern 76 Geistliche (darunter ein Oberkonsistorialrat, vier Konsistorialräte, 41 Superintendenten). Von den Laien sind 16 höhere Staatsbeamte, 8 Beamte der ländlichen Verwaltung, 5 Landräte, 11 Rittergutsbesitzer, 2 Gutsbesitzer, 11 Schulmänner 13 Seminardirektoren, 2 Regierungs- und Schulräte, 1 Realschuldirektor, 1 Gymnasialdirektor a. D., 1 Gymnasiallehrer, 2 Rektoren, 1 Hauptlehrer, 1 Erziehungsinspektor (also 4 seminaristisch gebildete Lehrer!!) 1 Rechtsanwalt, 2 Landgerichtsräte, 7 städtische Beamte, 1 Professor und Redakteur, 1 Arzt, 1 Arbeiter, 3 Kaufleute (1 Kommerzienrat), 1 Eisenbahndirektor a. D., 2 hohe Offiziere a. D.

Die „Tägliche Rundschau", ein Blatt vermittelnder Richtung, schreibt, nachdem sie nur das Mißverhältnis der Pastoren zu den Laien angegeben hat:

„Daraus ergibt sich, in wie hohem Maße unsere Kirche auch auf den Synoden, wo doch das Laienelement überwiegen sollte, noch immer Pastorenkirche ist. Es ergibt sich aber auch, daß diese Pastorenkirche trotz der Bestrebungen der Pfarrervereine, die auf größere Unabhängigkeit ihrer Mitglieder dringen, noch immer im wesentlichen von den Superintendenten, d. h. von den Organen des Kirchenregiments repräsentiert wird. Dadurch wird manche Hoffnung auf Besserung und Befreiung unseres kirchlichen Lebens von unten her, d. h. aus den Kreisen des evangelischen Volkes selbst, von vornherein herabgedrückt." —

Wir fügen dem nur den Hinweis auf die unglaubliche Übergehung ganzer Stände, besonders des Volksschullehrerstandes, der in der schlesischen Synode durch **1** Rektor vertreten ist, hinzu und meinen, daß es allerhöchste Zeit ist, daß der Protestantismus sich auf sein Wesen und daß protestantische Gemeindeglieder sich auf ihre Pflichten gegen die Kirche besinnen. Der freigesinnte Protestantismus will und wird in die energische Arbeit in Stadt und Land eintreten, um dieses Zerrbild protestantischer Synoden umzugestalten. Das tut bitter not, auch in anderer Beziehung. Die „Chronik" rechnet in Schlesien für die Konfessionellen: 48 Sitze; für die Positive Union: 44; für die Mittelpartei: 12—15; für die liberale Fraktion noch weniger. In Brandenburg und anderswo ist es nicht anders, auch der freigesinnte Protestantismus muß eine genügende Vertretung in den Synoden erringen, zumal er bei den königlichen Ernennungen stets übergangen wird. Das zeigen die Vorgänge auf der rheinischen Provinzialsynode, die im Gerüchte freierer Gesinnung stand.

Zwar gelang es nach langwierigen Verhandlungen, die fast die ganze Sitzungsdauer der Synode in Anspruch nahmen, den bekannten Pfarrer D. Hackenberg, der sich durch sein freimütiges Eintreten für die Duldung D. Fischers in der Kirche bei Gelegenheit der Verhandlungen des „Falles Fischer" im Landtag in den Augen der Orthodoxie schwer kompromittiert hatte und gegen dessen Wahl fortgesetzt Stimmung gemacht wurde, zum Vorsitzenden der Synode mit 53 gegen 39 Stimmen zu wählen, aber in derselben Sitzung wurde folgender Beschluß mit 68 gegen 35 Stimmen gefaßt:

1. Die Provinzialsynode beklagt das durch Bestreitung der Autorität der heiligen Schrift und durch Leugnung der Gottheit unseres Heilandes Jesu Christi der Gemeinde gegebene Ärgernis.
2. In Übereinstimmung mit dem Bekenntnis der Kirche bekennt sich die Provinzialsynode zur heiligen Schrift als der letzten Quelle und höchsten Norm reiner Lehre des Evangeliums und zu

*) Ein schönes ernstes „Wort zum Frieden in elfter Stunde" hat D. Hackenschmidt in der „Christl. Welt" Nr. 40 ergehen lassen. Ob's etwas nützen wird? Wir müssen daran zweifeln! Auch uns liegt weit mehr an positiver Arbeit der Verbreitung religiöser Erkenntnis, der Vertiefung der religiös-sittlichen Anschauungen, der Förderung aller Werke der Volkswohlfahrt, aber wir dürfen dem Kampf nicht ausweichen und werden ihn führen mit den Waffen des Geistes, in Freiheit und Offenheit, nicht um Menschenehre und Kirchenmacht, sondern um unser Arbeitsrecht in der Gemeinde und für die freie Wirkung des Evangeliums auf unser Volk, in der Hoffnung auf einen ehrlichen Frieden in gegenseitiger Duldung, Achtung und brüderlicher Liebe.

dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland Jesus Christus als dem einigen Mittler und Haupt der Gemeinde.

3. In der Überzeugung, daß auch bei unbedingtem Festhalten an diesem unantastbaren Glaubensgrund der evangelischen Kirche ihren Dienern doch ein weites Maß von Freiheit der theologischen Forschung und der evangelischen Verkündigung verbleibt, sieht die Provinzialsynode davon ab, den vorliegenden Anträgen auf eine gesetzliche Festlegung der Grenzen der Lehrfreiheit Folge zu geben.

4. Die Provinzialsynode vertraut, daß die kirchlichen Behörden auch fernere Angriffe auf den in der Kirchenordnung festgelegten Bekenntnisstand abwehren werden, wie es durch die Entscheidung des Evangelischen Oberkirchenrats vom 16. März 1905 (im Falle Fischer) geschehen ist.

5. Die Provinzialsynode erwartet von der theologischen Wissenschaft, daß sie bei der Erfüllung ihrer kirchlichen Aufgabe, ohne den unerbittlichen Wahrheitssinn, der unveräußerliches evangelisches Gut ist, zu verleugnen, die Beunruhigung der Gemeinde durch solche Ergebnisse, deren Klärung im Widerstreit der Meinungen Sache innerer wissenschaftlicher Erörterung ist, nach Kräften vermeide.

Dieser Antrag wurde noch verändert durch die Hinzufügung von „dem eingeborenen Sohn Gottes" unter 2. hinter Jesus Christus und die Verwandlung des „weiten" Maßes unter 3. in „ein genügendes Maß". Die Mittelpartei unter der Führung des Pastors Terlinden und Professor D. Sell-Bonn hatten Anträge eingebracht, die mit 62 gegen 35 Stimmen abgelehnt wurden!

Antrag Terlinden lautete:

I. Antrag Terlinden und Genossen: Die Provinzialsynode wolle beschließen: In Erwägung 1. daß das Bestreben, die innerhalb der Provinzialkirche vorhandenen auseinandergehenden theologischen Anschauungen in bekenntnismäßigen Sätzen zu vereinigen, leicht dahin führt, die Gewissen beiderseitig zu beschweren, weil, auch wenn solche Sätze gefunden werden, denen beide Richtungen zustimmen könnten, die Tatsache bleibt, daß dieselben Worte verschiedene Vorstellungen decken und darum in der Gemeinde den Eindruck der Unwahrhaftigkeit erwecken können; in Erwägung 2. daß der Erlaß des evangelischen Oberkirchenrats vom 16. März d. J. in Sachen Fischer die Grenzen der Lehrfreiheit in der evangelischen Kirche wahrt und schrankenloser Willkür in der Verkündigung wehrt; in Erwägung 3. daß die Erklärungen des Herrn Generalsuperintendenten vor der Synode bezüglich des Falles Jatho geeignet sind, die besorgten Gemüter zu beruhigen; in Erwägung 4. daß die Macht der Wahrheit, die durch äußerliche Maßnahmen weder gestützt noch aufgehalten werden kann, alle Auswüchse aus sich berichtigt und beseitigt, geht die Provinzialsynode über die vorliegenden Anträge, die das Bekenntnis und die Lehrfreiheit betreffen, zur Tagesordnung über.

Der Antrag Sell hatte folgenden Wortlaut:

II. Antrag Sell: Angesichts der Beunruhigung, die in vielen Gemeinden durch das Bekanntwerden von Anschauungen der heutigen Theologie entstanden ist, als ob dadurch der Glaube der Gemeinden selber gefährdet und die bei aller Verschiedenheit des Denkens notwendige „Einigkeit im Geiste" in Frage gestellt sei, erklärt die Provinzialsynode: 1. Daß der evangelische Bekenntnisstand unserer Kirche durch die Kirchenordnung rechtlich sicher gestellt und seine Aufrechterhaltung durch die Ordinationsverpflichtung gewährleistet ist, darum eine Verschärfung der gesetzlichen Bestimmungen nicht erforderlich ist, wohl aber ein reiches Maß von Erleuchtung von oben, von standhafter Treue im Wandel nach den Geboten Christi, von brüderlicher Liebe und von Schonung aller derer, denen ein Ärgernis gegeben werden könnte. Darum richtet sie 2. an die Geistlichen die Mahnung, bei rastloser Vertiefung in Geist, Wort und Geschichte der heiligen Schrift stets dessen eingedenk zu sein, daß sie Diener der ganzen Gemeinde sind und darum nicht Fragen der theologischen Wissenschaft auf der Kanzel zu erörtern haben, sondern das über allen Streit der Meinungen erhabene lautere Evangelium Jesu Christi in einer das Herz und Gewissen des einzelnen erfassenden Weise zu verkündigen und mit ihrem Wandel zu bezeugen haben. 3. Von den Kirchenbehörden erbittet die Provinzialsynode, daß sie nicht mit Gewaltmaßregeln eingreifen in den Kampf der Geister, der, soweit er innerhalb unserer Kirche gekämpft wird, doch dem Ziele der Lebendigmachung und Fortentwicklung des persönlichen und gemeindlichen Christentums gilt, vielmehr von der hohen Warte aus einer tieferen Einsicht in die Wege Gottes mit unserer deutschen evangelischen Kirche nach Kräften helfen, den Frieden unter den in verschiedener Weise dem einen Herrn dienenden Richtungen zu erhalten und ihre gegenseitige Verständigung zu befördern. 4. Von der theologischen Wissenschaft erwartet sie, daß sie, ohne auf die freie Wahrheitsforschung und auf die stets urkundlichere Ermittelung göttlicher Offenbarung zu verzichten, sich ihres kirchlichen Berufes bewußt bleibe, die Gemeinde erbauen zu helfen im Geiste ihrer ursprünglichen Stiftung und zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden. 5. An die Gemeinden richtet die Provinzialsynode die zuversichtliche Ermahnung, daß sie den Glauben festhalten an die durch alle Wirren der Zeit sicher dem Siege zuschreitende Macht der Wahrheit des Evangeliums unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Der Katholikentag.

II.

So unglaublich das klingen mag, wenn man an den Ort der Tagung denkt, es zeigt sich auch hierin das außerordentliche Geschick der Veranstalter dieses Zentrumstages — das sind und sollen ja doch die „Katholiken"-tage letztlich sein, und mit gutem Recht und Vorbedacht setzte die „Kölnische Zeitung" diese Überschrift über ihre Berichte —; es war ein feiner Schachzug, den man damit auf reichsländischem Boden vollzog. Ohne Frage würde die Regierung des Kaisers in Berlin, die v. Köllers in Straßburg einen Anschluß der reichsländischen Katholiken an das altdeutsche Zentrum als einen gewaltigen Fortschritt der Germanisierung Elsaß-Lothringens mit größter Freude begrüßen; und ohne Frage wäre es auch ein solcher. Da mußte man sich sagen, daß das Anschlagen der nationalen und patriotischen Momente auf diesem Boden gerade wirksamster Sirenensang für die Ohren aller Regierungsleute sein würde. In Wirklichkeit dürften die Behörden — auch die städtische Verwaltung, an deren Spitze der einstige Unterstaatssekretär, Exzellenz Dr. Back als Bürgermeister steht, hat sich nach dieser Richtung hin höchst feinfühlig gezeigt — dem Katholikentag nirgend anderswo so viel Wohlwollen erwiesen haben. So viel Deutschtum, das mußten sie sich sagen, hätte nie und nimmer eine andere Instanz dem elsässer und lothringer Katholiken bieten und anmuten dürfen, als es hier geschah und auch mit Beifall entgegengenommen wurde — es bot sich eben im klerikalen, im katholischen, im ultramontanen Gewande, und da nimmt auch der reichsländische Katholik alles unbesehen hin. Jener Claironbläser eines Jünglingvereines, der im Festzug mit Aufwand aller Lungenkräfte seinen französischen Marsch hingeschmettert hatte, war zwar naiv genug, um sich damit zu brüsten: „Dene Preiße hem' m'rs aber gezeigt", allein in Wirklichkeit hatte er diesmal doch den Marsch geblasen zum Einzug der Elsaß-Lothringer ins deutsche Zentrum. Direkt ist ja der Zusammenschluß in Straßburg weder besprochen noch vollzogen worden, allein darüber ist kein Zweifel: das Feld ist präpariert, bei der ersten, besten Wahlkampagne kann das Bündnis besiegelt werden. Die Führer der elsaßlothringischen Katholiken haben mit der Inszenierung des Katholikentages in Straßburg, der sans phrase, wie alle seine Vorgänger, als allgemeine deutsche Katholikentagung ausgeschrieben wurde, den entscheidenden Schritt für sich getan, die Masse wird folgen, so willig und willenlos, wie die Zehntausende sich führen ließen beim Festzug durch die Stadt. Das Auge des Politikers, der nach der Devise v. Köllers: „lieber schwarz als rot" marschiert, wird mit Schmunzeln nach Straßburg hingeschaut, sein Ohr mit Befriedigung vernommen haben, was dort gesprochen worden ist.

Es ist nichts zufälliges, daß die Betrachtung des Katholikentages in eine politische Würdigung und Bewertung ausmündet. Nach allen abgegebenen Versicherungen sollen ja diese Tagungen rein religiösen Charakters sein. Allein, das ist schlechterdings unmöglich: evangelische Laien kann man sich denken, wie sie zur Diskussion religiöser Fragen und Probleme sich auf Kongressen zusammenfinden; katholische Laien haben in religiösen Dingen nichts zu diskutieren, da haben sie einfach hinzunehmen, was Rom ihnen bietet. Notgedrungen, aber durchaus nicht ungern, werden darum auf allen diesen Tagungen alle und jedweden Themata nach allen anderen Richtungen hin, letztlich stets nach der politischen, behandelt werden müssen. Von diesem Standpunkte aus nimmt denn auch allein die Presse aller Richtungen von ihnen so eifrig und

so interessierte Notiz. Ohne diesen Zusammenhang wäre auch Bebel, wie er versicherte, nicht nach Straßburg gekommen, um in einer sozialdemokratischen Protestversammlung den Katholikentag einer Kritik zu unterziehen. Es ist dies nicht ohne Glück und Erfolg geschehen; nicht grundlos rühmte sich die sozialdemokratische Presse, binnen wenigen Tagen an die 8000 Menschen, fast alle nur von Straßburg selbst, für die Bebelsche Versammlung interessiert zu haben, während der Katholikentag bei monatelang betriebener großartigster Reklame für den Festzug nur 35 000 Teilnehmer, und die aus allen Gauen des Reichslandes und der Nachbarländer zusammengebracht habe. Und mit diesen 35 000 klappt es übrigens auch nicht aufs Haar. Wer immer an dem einen oder anderen Vereine, der im Zug vertreten war, eine Stichprobe machen wollte, ob die in der offiziellen Beteiligungsliste angeführte Zahl stimme, kam stets auf eine viel geringere, nie auf die gleiche oder gar eine höhere Zahl. Doch soll damit keineswegs der äußere Massenerfolg des Straßburger Katholikentages geschmälert werden. Der Besuch aller Veranstaltungen und Versammlungen war stets ein hervorragend starker, wie denn auch alles aufs beste und bis ins einzelne hinein organisiert war. Es gilt das vom Festzug, von der inszenierten Beleuchtung des Münsters, vom Abendfest in den schönen städtischen Anlagen der Orangerie, zu dem man geschickt die städtische Pompiersmusikkapelle beigezogen hatte — die Pompierskapellen sind im Elsaß populär und ziehen immer ein großes Publikum an, auch wenn sie nicht so gut spielen, wie die Straßburger —, es gilt besonders von der großen Festhalle selbst, die man hatte erstehen und mit allem nur erdenkbaren parlamentarischen Apparat und Komfort ausstatten lassen. Da gab's für den Straßburger in den vier bis fünf Tagen — obenan war dem Katholikentag der internationale Kongreß für den Gregorianischen Chorgesang vorausgegangen — enorm viel zu sehen und, was vielen mehr bedeutet, — auch zu verdienen. Was wunder, wenn tatsächlich in der „großen Woche" so etwas wie ein Festrausch über Straßburg, der „wunderschönen Stadt" lag. Freilich, es war doch wohl ein Festrausch mehr für die breite Masse, als für die Elite der Gesellschaft oder der Intelligenz. Gewiß, es fehlte nicht an Spitzen nach beiden Richtungen hin: getreulich brachte die katholische Presse die genaue Liste aller erschienenen Vertreter des Hochadels und Landadels; der Weihrauch, den man dem Präsidenten der gesamten Tagung, dem schon genannten Fürsten und Erbprinzen zu Löwenstein-Wertheim (der Sohn ist an Stelle des alt gewordenen Vaters getreten) streute, konnte in dichteren Wolken nicht dargebracht werden; und **das** ist auch bereits gesagt worden mit voller Anerkennung, daß die Redner allermeist auf der Höhe ihrer Aufgabe standen. Allein des Gefühls wird sich niemand erwehren können, daß zwischen diesem feudalen, aristokratischen und geistesmächtigen Elementen einerseits, dem großen Haufen der misera plebs contribuens andererseits eine breite Kluft dehnt, durch nichts überbrückt als nur allein durch die Leidenschaft, ächte oder gemachte, — darüber maße ich mir ein Urteil nicht zu —, durch den Fanatismus und Zelotismus des Glaubens in seiner einseitigen, engherzigen, konfessionellen und darum schließlich trotz aller Gegenversicherung auch intoleranten Ausprägung. Darüber konnte sich niemand täuschen, der mit offenem Auge schaute, mit offenem Ohre hörte. Bezeichnend ist dafür der demonstrative Beifallssturm, mit dem der zur Zeit wohl pfäffischste Kirchenfürst Deutschlands, der berüchtigte Bischof Benzler aus Metz, immer und überall begrüßt wurde, wo er sich blicken ließ. So trübsinnig fanatisch und allem wahren evangelischen Wesen diametral konträr kann ich mir eine evangelische Versammlung kirchlichen oder religiösen Charakters nicht denken, es sei denn eine von der äußersten Orthodoxie inszenierte Hetzkampagne, wie sie neuerdings in Berlin und anderswo an der Tagesordnung sind. Und da weiß jedermann, daß man von Rom nicht allzufern ist; auch das andere Merkmal klerikaler Zusammenrottung trifft dort übrigens zu, daß Exzellenzen und feudale Standesherren im Bunde mit der sonst ferngehaltenen plebejischen Masse sich finden lassen. Gott bewahre uns jetzt und allezeit vor ähnlich gearteten **Protestantentagen!** Die lasse er bleiben und stets mehr werden was sie waren und sein wollen: Tagungen des deutschen protestantischen, gesunden **Volkes**, das sich seine Gesundheit des Geistes und des Herzens je und je an dem weitherzig frommen Wesen des Evangeliums Jesu Christi stählt und normiert. —

Nachrichten.

Von der Mittelpartei. Unter Redaktion des Pfarrers Lic. Schian in Görlitz wird vom 1. November d. Js. in Halle a. S. eine Preußische Kirchenzeitung als Organ der Mittelpartei erscheinen. Schiau gehört zu den Mitgliedern der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt, die sich der Mittelpartei angeschlossen haben.

Universität. Die theologische Fakultät in **Breslau** hat den Oberkonsistorialrat Koch in Berlin zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. — Die Übernahme der leitenden Stellung an der Königlichen Bibliothek in Berlin durch **Professor Harnack** hat zu allerlei häßlichen Besprechungen dieses Vorganges in der orthodoxen Presse geführt. „Da sehe man die Liebe dieses Mannes zur Theologie, er werde ein dem Zentrum genehmer Kultusministers werden." Auch Hoffnungen hat man an diesen Vorgang geknüpft, daß nun an seiner Stelle ein orthodoxer Vertreter für Kirchengeschichte nach Berlin berufen werden würde. Hoffnungen, die auf unserer Seite als Befürchtungen sich darstellen. Nun, Harnack bleibt Harnack auch als Bibliothekar, er hat seine Wirksamkeit der Wucht seines Könnens und der von ihm vertretenen Erkenntnisse, nicht der Zugehörigkeit zu irgend einer Prüfungskommission zu danken, er wird wirken, auch wenn er nun etwa nur eine Vorlesung hält. Er behält übrigens das kirchenhistorische Seminar. Freilich verstehen wir's, wenn ein Freund sich entrüstet, daß eine Tageszeitung vermittelnder Richtung einfach mitteilt: Die Vorlesung Harnacks über neutestamentliche Einleitung habe Professor D. Weiß übernommen, als sei da kein Unterschied. Dem allen gegenüber, was von der „Macht" ausgeübt wird und was wir zu ändern nicht im stande sind, gilt treue Arbeit in der Studierstube, in unseren wissenschaftlichen Organen und Konferenzen. Schließlich ist die Macht der Wissenschaft doch größer als die Parteiprogramme ihrer Vertreter und die bessere und tiefere Erkenntnis setzt sich durch, wenn nicht mit, so gegen die amtlichen Vertreter. Das ist noch allemal so gewesen und wird auch heutzutage so sein.

Nassau. In Limburg tagte am 26. September in gut besuchter Versammlung der **Liberale Nassauische Unionsverein** unter seinem Vorsitzenden: Prof. Fresenius-Wiesbaden. Pfarrer. Encke-Schönbach leitete die Versammlung ein in Anknüpfung an das Wort Joh. 8, 31; „nicht das Bleiben an der Form, sondern an dem Geist der Rede Jesu, das kann uns in die Wahrheit führen und frei machen". Im Jahresbericht wies Professor Fresenius auf die Gefahr hin, die den Einigungsbestrebungen durch die rücksichtslose Forderung der Orthodoxie auf Alleinberechtigung in der Kirche droht. Obgleich die Nassauische Landeskirche noch frei ist vom Kampf, sollen die Gleichgesinnten draußen Freundschaft und Hülfe bei den Gesinnungsgenossen finden. Der Aufruf des Deutschen Protestantenvereins wurde verlesen und verteilt. Professor Paul Schmidt-Basel hielt dann einen Vortrag über: Der Glaube Jesu und der kirchliche Glaube an Christus, in dem er den in vielen Dingen grundsätzlichen Gegensatz beider darlegte. Beherzigenswert ist die Warnung an die Orthodoxie unserer Tage, das Pauluswort: „Und wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts", nicht zu verkehren in das andere: „**Und wenn du alle Liebe hättest und hast den rechten Glauben nicht, so bist du nichts**".

Königreich Sachsen. Die **evangelisch-soziale Vereinigung** hielt ihre Herbsttagung in Plauen i. V. Es bestehen sechs Ortsgruppen, in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zittau, Glauchau und Plauen. Der Vorsitzende Lic. theol. Naumann-Leipzig gab die Grundlinien ihres Arbeitsplanes. Die Vereinigung will rein sächsisch sein, sie will rein religiös und unpolitisch bleiben, sie will sich in die wirtschaftlichen Kämpfe nicht mischen, es sei denn, daß religiöse Fragen zur Debatte kämen, aber alle wirtschaftlichen Vorgänge will sie aufmerksam verfolgen. Nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für die bürgerlichen Kreise will sie arbeiten, als eine Schar geistiger Freihändler, die durch Austausch der Gedanken aufklärend zu wirken suchen. Alle theologischen Richtungen sollen willkommen sein. — Die Vereinigung vollzog den korporativen Beitritt zum Evangelisch-sozialen Kongreß und nahm einen Antrag des Pastor Piltz-Lengenfeld an, „der dem Landeskonsistorium nahe legen will, zu verhindern, daß Almosen-Empfänger und solche, die wegen Steuerrückstand von den politischen Wahlen ausgeschlossen sind, in gleicher Weise an aktiver Beteiligung an den Kirchenvorstandswahlen verhindert sein sollen".

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 27 b.

In der neu gegründeten
Stephanuskirche im Norden Berlins
sind baldmöglichst die **beiden Pfarrerstellen** zu besetzen. Bewerbungen sind schleunigst an den Gemeindekirchenrat, z. H. des Pfarrverwesers Herrn Pastor **Nürmberger, Berlin N.,** Uferstraße 13, zu richten.

Der Wegweiser 1906
Kalender des deutschen Protestantenvereins
ist erschienen.
Herausgegeben von **O. Raupp,** Pfarrer in Mundingen.
Preis einzeln 50 Pfg., in Partien billiger.

Inhalt: Kalendarium. — Die regierenden deutschen Fürsten. — Postvorto. — Über Versendung von Telegrammen. — Vom Protestantenverein — Otto Frommel, Gott, Gedicht. — O. Raupp, Eine große Zeit. — Wilhelm Brückner, Zwinglis Sieg am 29. Januar 1523. — Paul Mehlhorn, Schiller-Dom, Gedicht. — Rudolf Wielandt, Friedrich Schiller als Christ. — O. Raupp, Philipp Jakob Spener. — O. Raupp, Johann Gottfried Herder. — Karl Eduard Schilling. Die Jesuiten. — O. Raupp, Der Berliner Dom. — Waldemar Sonntag, Unter der Kanzel. — Karl Ernst Knodt, Zu seiner Zeit, Gedicht. — Albrecht Thoma, Eine Seele. — F. Holdermann, Vom vergangenen Jahr. — Aug. Kind, Japan und unsere Aufgabe dort nach dem Kriege. — O. Raupp, Kirchliche Umschau.

Zu beziehen durch die Centralstelle des Protestantenvereins für Schriftenvertrieb Berlin S. 59.

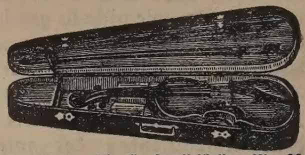
Harmonium- und Pianohaus.
Das Pastorenversandhaus „Nordisches Musikhaus" in Flensburg **garantiert** für tonlich und baulich edelste und beste Instrumente; kleinste Preise; franko Sendung.
Kataloge gratis.
Ein Teil des evtl. Gewinns fällt an die Heidenmission.
Inhaber
S. C. Simonsen, Pastor a. D.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Deutsche Kultur
Monatsschrift mit der Beilage
„Die Kunst im Leben des Kindes"
Herausgeber: Heinrich Driesmans, Berlin W. 15
Die „Deutsche Kultur" als führendes Organ der Kulturpolitik und Weltanschauungsbewegung will durch Zusammenschluß aller kulturschöpferischen und zukunftverheißenden Kräfte einer gesunden Erneuerung unseres Kulturlebens die Wege ebnen.
Jahresabonnement 8 M.— Einzelheft 75 Pf.
Probenummern kostenfrei.
Bestellung. nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Deutscher Kulturverlag G. m. b. H.
Berlin SW. 61, Belle-Alliancestr. 3.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

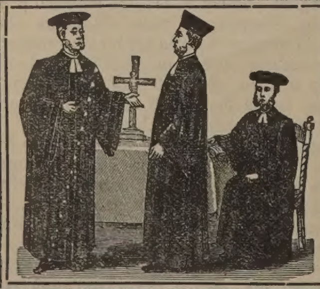
Gebrüder Hug & Co., Leipzig,
Königsstrasse Nr. 20 N.
Vorteilhafte Bezugsquelle für Violinen.



Schul-Violine Mk. 15, Amati-Violine Mk. 20, Stainer-Violine Mk. 30, Maggini-Violine Mk. 50.
Die Preise verstehen sich mit Kasten, Bogen, Schule und sämtlichem Zubehör.
Ein besonderes Verzeichnis über Musikalien für alle Instrumente versenden wir gratis und franko.

Für das
Reformationsfest!
Soeben ist vollständig geworden und auch bei Gustav Adolf-Festen und Feiern des Evang. Bundes zu verwerten:
Kirchengeschichtliche
Predigten über Doktor Luther.
Von M. Kreutzer.
IV, 446 S. gr. 8. Preis 5,60 Mk.; in Ganzleinwdbd. 6 Mk.
In den Prot. Monatsheften 1903, 11 schreibt Dr. Sulze: „Ohne Ermüdung und mit wahrer Erbauung wird auch, wer Luthers Leben gründlich kennt, diese Predigten lesen. K. ist ein wirklicher Prediger von großem Ernst, fähig anschaulich und eindringlich zu reden und auf die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse einzugehen."
Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Der Volkserzieher
National- und sozialpädagogische Zweiwochenschrift.
Der Bücherfreund
Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Die Germanenbibel
Aus heiligen Schriften germanischer Völker.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.
Man fordere unentgeltliche Probenummern vom
Volkserzieher-Verlage,
Berlin N. 54, Brunnenstraße Nr. 10.



Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.
Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für
evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), **Baretts** von 5 Mk. an, **Bäffchen** von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente und vasa sacra in echt und unecht. **Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix** à Mille 1,30 Mk. **Altar-Leuchter und Lichte etc.**
Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. ○ ○ ○ ○ **Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.**

Die der heutigen Nummer beiliegenden Prospekte der Firma
Eduard Metz, Bremen,
betreffend Bremer Zigarren und Rauchtabake, empfehlen wir der geneigten Beachtung unserer Leser.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.